

## Erfahrungen der Hebräisch-Lektorinnen und Lektoren an der Ludwig-Maximilians-Universität München

### Rachel Perets Wagner



© Privat

Von Oktober 1997 bis Juli 2002, zehn Semester lang, fast fünf Jahre, war ich Lektorin für Neuhebräisch am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München. Kurz davor hatte ich mein M.A. Studium an der Hebräischen Universität Jerusalem abgeschlossen und war frisch nach Deutschland gekommen. Ich hatte zwar nicht so viel Erfahrung darin, Hebräisch zu unterrichten, aber dafür sehr viel Motivation und Engagement. Jedes Semester habe ich zwei Kurse auf zwei verschiedenen Niveaus angeboten – Anfänger und Fortgeschrittene – jeweils vier Stunden wöchentlich. Ab und zu hatte ich auch einen Kurs über Neuere Israelische Literatur angeboten – für besonders fortgeschrittene Studierende.

Nicht nur ich war „neu“ – der ganze Lehrstuhl war erst eingerichtet worden. Wir waren in den ersten Jahren in einem alten Gebäude untergebracht, etwas entfernt von den Hauptgebäuden der Universität. Vor dem ersten Unterricht war ich natürlich etwas aufgeregt: Wie werden die deutschen Studierenden sein? Was wissen sie überhaupt über Israel und das Judentum? Wie motiviert sind sie? Bin ich die erste Israelin/Jüdin, die sie in ihrem Leben treffen? Was haben sie für Vorurteile? Wie hoch ist das Interesse an Neuhebräisch in Deutschland?

Die Begegnung mit den deutschen Studierenden war ein reines Vergnügen für mich: Ich traf hoch motivierte, neugierige und offene Menschen, die sich wirklich für die Sprache und das Land interessierten. Sie stellten viele Fragen, die weit über das rein Sprachliche hinausgingen. Es war mir eine Freude, diese zu beantworten. Ich traf Menschen, die bereit waren, schwer zu arbeiten und in das Erlernen der neuen Sprache viel Zeit und Energie zu investieren.

Seit 20 Jahren bin ich Lektorin für Ivrit an der Hebräischen Universität Jerusalem. Die Ulpan-Methode, die ich sowohl in Jerusalem wie auch in München verwende/verwendete,

ist zwar identisch – Ivrit auf Ivrit zu unterrichten – aber die Umgebung ist natürlich komplett verschieden. Studierenden aus dem Ausland, die in Israel studieren, begegnet die neue Sprache (bewusst und unbewusst) überall: sei es auf der Straße, im öffentlichen Verkehr, im Supermarkt oder in der Bar, sei es im Kontakt mit israelischen Studierenden. Demgegenüber ist es sicherlich herausfordernder, Ivrit im Ausland zu unterrichten, wo die hebräische Umgebung einfach nicht existiert.

Man sollte auch nicht vergessen, dass vor 25 Jahren soziale Medien, Youtube, ja überhaupt die Nutzung des Internets an sich längst nicht so entwickelt war wie heute. Der Zugang zu Materialien aus Israel war begrenzt. Was in Israel auf natürliche Art passiert – Ivrit ist überall – habe ich versucht, künstlich auch in München zu kreieren: Ich habe verschiedene Bücher (z.B. Kinderbücher, Lieder, Gedichte) und Medien wie Filme und Musik aus Israel mitgebracht.

Weil ich Ivrit im Ausland und nicht in der natürlichen hebräischen Umgebung in Israel unterrichtet habe, habe ich im Unterricht Wert darauf gelegt, Übungen in Partner- oder Gruppenarbeit durchzuführen, damit die Studierenden bewusst Zeit zum Üben haben. Durch die Praxis im Sprechen haben sich ihre Sprachkenntnisse deutlich verbessert. Eine Sprache zu unterrichten ist meines Erachtens immer auch ein Fenster in die Kultur und die Geschichte des jeweiligen Landes. Als Israelin, so denke ich, hatte ich diese Funktion mehr noch als Lektorinnen aus europäischen Ländern wie z. B. Frankreich oder Italien. Des Öfteren wurde ich auf jüdische Bräuche und Tradition, auf die Politik des Landes und vieles mehr angesprochen. Ich habe auch bewusst im Rahmen des Unterrichts solche Themen kurz thematisiert. Ich war ein wenig Botschafterin Israels. Als einzige Lektorin für Neuhebräisch konnte ich wenig mit Kolleginnen und Kollegen in Deutschland teilen oder mich mit ihnen austauschen. Ich bin zwei Mal im Jahr nach Israel geflogen und habe dort Ivrit-Lehrer der Abteilung für Neuhebräisch der Rothberg International School in Jerusalem getroffen und mich mit ihnen ausgetauscht. Ich war in engem Kontakt mit ihnen, um mich auf dem Laufenden zu halten, was Materialien betrifft. Eine Herausforderung war für mich auch, dass nicht alle deutschen Studierenden mit der Unterrichtsmethode „Ivrit auf Ivrit“ vertraut waren. Für manche war es „gewöhnungsbedürftig“. Diese Studierenden waren nicht zufrieden, ehe sie jedes kleine Wort gründlich verstanden haben. Ich weiß noch, wie ein Student mir mal die Rückmeldung gegeben hat, „Die

Lehrerin ist sehr gut, aber erklärt leider alles in einer Sprache, die ich nicht beherrsche“.

Ich bin dankbar für diese Erfahrung.

### Meron Mendel



© Privat

Meine „Karriere“ als Lektor für Hebräisch am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur war sehr kurz: nur ein Wintersemester 2002/03. Eine kurze Zeit, die mir aber besonders positiv in Erinnerung geblieben ist. Nachdem ich als Gaststudent von der Uni Haifa für zwei Semester die Seminarräume im Historikum besucht hatte, war der Wechsel in die Dozentenrolle eine spannende Aufgabe. Auf einmal waren meine rudimentären Deutschkenntnisse kein Hindernis, sondern sogar ein Vorteil! Denn den Studierenden blieb kaum eine Wahl, als mit mir Ivrit zu sprechen. Neben dem Lehrbuch haben wir oft Texte über politisch-aktuelle Themen gelesen und darüber diskutiert. Zu dieser Zeit tobte in Israel und Westjordanland die zweite Intifada. Wir lasen aus der Zeitung für „Olim Chadashim“ (Neue Migranten) und versuchten mit dem kleinen Wortschatz komplexe Probleme zu diskutieren. Lustiger waren dagegen die kurzen Geschichten von Edgar Keret. Diese Zeit liegt inzwischen zwanzig Jahre zurück und ich hatte seitdem viele hunderte Studierende in meinen Vorlesungen und Seminaren. Aber selten habe ich so engagierte und interessierte Studierende erlebt, wie damals im Hebräischkurs an der LMU.

### Ittai Joseph Tamari



© Stefanie Silber

Im Frühjahr 2004 wurde ich von Prof. Dr. Michael Brenner eingeladen, Hebräischunterricht an seinem Lehrstuhl an der Ludwig-Maximilian-Universität München zu erteilen. Zuvor hatte ich unter anderem Studierende des Martin-Buber-Instituts für Judaistik an der Universität zu Köln vier Semester auf das Große Hebraicum vorbereitet. In München dagegen lautete der Auftrag, den Schwerpunkt auf das moderne Hebräisch zu legen. Damit sollte den Studierenden ein Zugang zum Alltagshebräisch von heute angeboten werden.

Am ersten Unterrichtstag traf ich im Seminarraum auf über zwanzig Teilnehmer. Die meisten – so stellte sich bald heraus – verfügten über keinerlei Vorkenntnisse der Sprache. Einige wenige Studierende wollten aus persönlichen Gründen die Sprache erlernen. Bei den jungen Interessenten aus anderen

Fachbereichen standen Neugier und Erfahrungsgewinn im Vordergrund. Mein Ziel war, „Hebräisch auf Hebräisch“ zu unterrichten und nur ausnahmsweise ins Deutsche zu „rutschen“ – ein didaktischer Ansatz, der sich bald als schwer einzuhalten erwies. Als Unterrichtsgrundlage sollten die Lehrbücher aus der Rothberg International School der Hebräischen Universität dienen. Desgleichen wurde das altherwürdige zweibändige Wörterbuch „Langenscheidt Handwörterbuch Hebräisch-Deutsch“ herangezogen. Sowohl für Anfänger als auch für Fortgeschrittene waren vier Unterrichtsstunden pro Woche vorgesehen. Der Kurs umfasste insgesamt vier Semester; jedes Jahr sollte eine kurze schriftliche Prüfung stattfinden.

Die ersten Unterrichtswochen verliefen zügig, vielleicht etwas zu schnell. Die Studierenden konnten sich die einzelnen Buchstaben bald merken. Erste Worte wurden voller Stolz, aber mit leiser und zögerlicher Stimme entziffert und ausgesprochen. Die neuentdeckte Sprache, die in der „verkehrten“ Schreibrichtung lief, löste Freude bei den meisten Teilnehmern aus. Interessant wurden die darauffolgenden Wochen. Die Texte im Lehrbuch aus Jerusalem erschienen den jungen deutschen Studierenden zunehmend fremdartig. Außerdem erwiesen sich die Grammatikteile im Buch und die Lektüre der gedruckten Texte als mühsam und anstrengend. Damit die Stimmung im Raum nicht kippte, fing ich selbst damit an, Texte zusammenzustellen, einfache Lieder didaktisch anzupassen und kurze Ausschnitte aus der Zeitung für Hebräisch-Lernende zu fotokopieren. Es waren ja noch die Zeiten, bevor die Studierenden über Smartphones, Laptops und Tablets verfügten.

In meiner Not griff ich auf moderne zeitgenössische Lieder aus Israel zurück. So lasen wir den Text „Halleluja“ von „Milk and Honey“, das den Eurovision Song Contest des Jahres 1979 gewann. Wir befassten uns mit moderner israelischer Dichtung. Dafür wählte ich u.a. Gedichte der israelischen Lyriker Nathan Zach und Jehuda Amichai aus. So versuchte ich, den Studierenden eine winzige Luke in die moderne hebräische Sprache zu öffnen. Außerdem erklärte ich behutsam die Struktur der hebräischen Wortwurzel, die es ermöglicht, stets neue und damit nirgendwo zuvor gelesene oder gehörte Wörter zu schöpfen. Dafür lasen wir gemeinsam einige Zeilen aus dem Kindertheaterdauerschlager „Utz li gutz li“ von Awraham Schlonski. Diesem großen Meister der Dichtkunst war damit eine vorzügliche, spielerisch-dichterische hebräische Version des „Rumpelstilzchen“ gelungen, die 1965 in Tel Aviv uraufgeführt wurde.

Noch heute kann ich mich an mein Staunen als neunjähriger Zuschauer erinnern, das sich mit dem ansteckenden SpaÙe vermischte, der mich und die anderen Kinder im Saal bei den zügigen Wortspielen und dem Mitsingen von Sätzen erfasste. Sobald der Funke einer Sprache überspringt, sind Erklärungen überflüssig. In meinem Kurs sind mir die erweiterten Pupillen und das lautlose Lächeln der Studierenden in Erinnerung geblieben.

Mir war unmittelbar klar geworden, dass in den vier Semestern Hebräischunterricht ganz unterschiedliche Teile des Sprachspektrums abgedeckt werden müssen, um nicht diese einzigartige Gelegenheit zu verpassen, diese neue Schöpfung der ursprünglichen semitischen Sprache mit Gewinn zu vermitteln.

### Aya Elyada



© Privat

Im Herbst 2004 hatte ich das Vergnügen, den Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur an der LMU als Gastdoktorandin aus Tel Aviv kennenzulernen. Der Lehrstuhl bot mir nicht nur eine hervorragende akademische Umgebung während meiner Dissertationszeit an, sondern eröffnete mir auch die einmalige Möglichkeit, für anderthalb Jahre (2007–2008) als Hebräisch-Lehrerin zu arbeiten. Jedes Semester unterrichtete ich eine Anfänger- und eine Fortgeschrittenen-Gruppe, sowie die jährlich angebotenen Intensiv-Kurse im Rahmen der Sommer-Universität. Rachel Peretz, die ehemalige Ivrit-Lektorin an der LMU, hat mir die Methode „Ivrit be'Ivrit“ beigebracht, die als Ziel hat, das Hebräische als eine lebendige, alltägliche Sprache zu unterrichten. Von Anfang an merkte ich, wie vorteilhaft diese Methode ist: die StudentInnen (und ich!) haben es sehr genossen, uns nicht nur mit Grammatik und Wortschatz zu beschäftigen, sondern auch ganz „normales“ Hebräisch im Unterricht zu sprechen, populäre israelische Lieder zu hören, und aktuelle Texte israelischer Schriftsteller und Journalisten zusammen zu lesen. Viele der StudentInnen hatten eine akademische, berufliche oder persönliche Beziehung zu Israel, und einige hatten dort bereits für eine kurze Zeit gelebt. Für sie war es eine gute Gelegenheit, ihr Wissen über Israel zu vertiefen, und für mich – eine Möglichkeit, zum Lehrstuhl-Leben beizutragen und mit Israel, auch aus der Ferne, in Kontakt zu bleiben.

Am Ende des akademischen Jahres 2007/8 stand ich vor der Wahl, entweder eine „professionelle“ Hebräisch-Lektorin zu werden oder mein ursprüngliches Vorhaben, eine akademische Karriere im Bereich der jüdischen Geschichte zu betreiben,

weiter zu verfolgen. Letztendlich habe ich mich für die zweite Möglichkeit entschieden, aber die Zeit als Hebräisch-Lehrerin an der LMU ist mir – auch 15 Jahre später – immer noch in bester Erinnerung.

## Nili Mendelsohn

Von 2007 bis 2009 unterrichtete ich Neuhebräisch am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur der LMU. In den vier Semestern meines Aufenthalts in München unterrichtete ich auf den drei Niveaustufen Anfänger, Mittelstufe und Fortgeschrittene. Der Umfang meiner Stelle betrug 14 Wochenstunden, und wenn ich mich recht erinnere, waren es um die 25 Teilnehmer pro Kurs.

Bevor ich nach München kam, hatte ich an der Hebräischen Universität Jerusalem im Programm für Gaststudierende aus Übersee unterrichtet und dort auch meine Lizenz als Lehrerin für Hebräisch als Fremdsprache erworben. An der LMU habe ich vom ersten Moment an sehr gerne unterrichtet. Meine hochmotivierten Kursteilnehmer\*innen waren intelligent und lernten schnell. Ihr Beweggrund, Hebräisch zu lernen, war wohl ihr tiefes und ernsthaftes Interesse, nicht nur die Geschichte des jüdischen Volkes zu studieren, sondern auch etwas über die moderne israelische Kultur in all ihren Dimensionen zu lernen, was selbstverständlich auch die Sprache beinhaltet.

Ich wandte die Ulpan-Methode an, d.h. ich unterrichtete Hebräisch auf Hebräisch. Vom ersten Augenblick im Unterrichtsraum an spreche ich unter Einsatz von Pantomime und Bildern mit den Studierenden Hebräisch, und verlange das auch von ihnen. Zuerst geht es darum, einzelne Wörter und kurze Ausdrücke zu sagen, dann geht es mit Dialogen und kurzen Texten weiter. In dieser Anfangsphase wiederholen wir immer wieder die Buchstaben des Alef-Bet und erweitern den Wortschatz.

Aus meiner Erfahrung als Sprachlehrerin weiß ich, dass das Sprechen beim Lernen einer neuen Sprache der schwierigste Teil ist. Wir alle scheuen uns natürlicherweise davor, Fehler zu machen oder kommen uns dumm vor, wenn wir mit einem kleinen Vokabular versuchen, in einer neuen Sprache zu sprechen. Doch zu meiner Freude waren die Studierenden nach ein oder zwei Wochen bereits in der Lage, Miniaturgespräche zu führen. Die Kurse schlossen in der Regel mit einer Prüfung in den Bereichen Leseverstehen, Textproduktion und mündliche Präsentation ab.



© Privat

Dass die Kursteilnehmer nicht in einem hebräischsprachigen Umfeld leben, nahm ich nicht als große Hürde für ihren Fortschritt wahr. Ihre Ernsthaftigkeit und Begeisterung wogen diesen Nachteil auf. Ich möchte aber nicht bestreiten, dass es für den Spracherwerb optimal ist, ganz in sie einzutauchen – etwa wenn Lernende in Israel nachmittags beim Lebensmitteleinkauf oder beim Small-Talk mit Anwohnern an der Bushaltestelle anwenden können, was sie vormittags im Ulpan gelernt haben.

Meine lieben Erinnerungen an die LMU reichen aber noch weiter: Von Anfang an spürte ich Michael Brenners Unterstützung und sein Vertrauen, dass ich meine Arbeit gut mache. Ich merkte, dass er mir bei Schwierigkeiten den Rücken stärken würde. Seine angenehme, bescheidene Art werde ich immer in bester Erinnerung halten. Die Atmosphäre, die er in seiner Abteilung und unter den Mitarbeitern herstellt, ist eine besondere, die man nicht an vielen Arbeitsplätzen findet. Es war mir eine Ehre, Teil des Kollegiums zu sein, dessen Mitglieder, und hier vor allem Andrea Sinn, alles taten um mich willkommen fühlen zu lassen und mir beim Einstieg in meinen neuen Alltag zu helfen. Tatsächlich erinnere ich mich nicht ohne Staunen daran, dass ich mich schon wenige Wochen nach meiner Landung in München zuhause fühlte.

Obwohl ich ein längerfristiges Angebot bekam, entschied ich mich nach zwei Jahren an der LMU für die Rückkehr nach Israel. Ich war verlobt und konnte es nicht erwarten, in meinem Herkunftsland eine eigene Familie zu gründen. Doch meine lieb gewonnenen Erinnerungen leben weiter, und ich bin dankbar, dass ich diese wunderbare Chance hatte. Sie hat mein Leben in vielerlei Hinsicht bereichert.

*Übersetzung aus dem Englischen von Eva Tyrell*



© Tom Hauzenberger

## Daphna Uriel

Ein kleiner Aushang an der Hebräischen Universität in Jerusalem (LMU sucht Hebräischlehrerin) sollte im Jahr 2009 mein Leben verändern. Zu diesem Zeitpunkt lebte ich bereits seit einigen Jahren in Deutschland und wollte mein Berufsleben ändern und wieder Hebräisch unterrichten, was ich zuvor als Psychologie- und Soziologiestudentin in Jerusalem getan hatte. München ist seitdem meine Heimat geworden.

Das Unterrichten an der LMU ist ganz anders als das Unterrichten in Israel. Erstens sind die Studierenden im Alltag nicht

von der Sprache umgeben, sondern haben nur ein- oder zweimal pro Woche Kontakt mit dem Hebräischen. Aber großes Interesse und Motivation kompensieren oft den geringen Kontakt mit der Sprache. Oft bin ich die einzige Israelin, die die Studierenden je getroffen haben, und viele von ihnen sind sehr neugierig auf das Land. Eine Sprache zu lehren bedeutet, ihre Kultur in all ihren Erscheinungsformen zu vermitteln: Literatur, Filme, Werbung, Zeitungen, Fernsehen, Slang. Ständig auf dem Laufenden zu bleiben ist manchmal eine Herausforderung für eine Sprachlehrerin, die ihre Muttersprache in einem fremden Land unterrichtet. Sprachen ändern sich schnell, und das Hebräische scheint sich schneller zu verändern als andere Sprachen. Vielleicht liegt es daran, dass seine Wiederbelebung noch nicht so lange her ist, oder vielleicht liegt es an der Natur der Gesellschaft in Israel im Allgemeinen – alles ist immer im Wandel, und zwar extrem schnell.

Eine Sprache zu lehren ist keine Einbahnstraße. Meine Studenten haben mir (vorzugweise auf Hebräisch) viel über die deutsche Gesellschaft, Politik und Kultur beigebracht. Viele von ihnen besuchten auch Israel, privat oder im Rahmen der verschiedenen Stipendien, die jedes Jahr vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU vergeben werden. Für mich ist es immer interessant, mein Land durch ihre Augen zu sehen. „Jeder Student nimmt seinen Platz ein und legt sofort eine Toilettenpapierrolle neben seinen Laptop“, war die schockierte Beobachtung einiger, als sie herausgefunden hatten, dass Taschentücher für israelische Studenten zu teuer sind und sie stattdessen Toilettenpapier verwenden.

Wenn Israelis hören, was ich mache, ist die erste Frage fast immer: Wer möchte Hebräisch lernen? Und warum? Obwohl ich am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur unterrichte, kommen die Studierenden von überall her. Sie haben unterschiedliche Interessen und unterschiedliche Lernmotivationen. Einige forschen zu Themen, die das Lesen hebräischer Texte erfordern; manche würden gerne ein oder zwei Semester in Israel studieren; andere haben Familie in Israel oder ihr Partner ist Israeli; und es gibt diejenigen, die einfach neugierig auf eine Sprache sind, die sich so sehr von den europäischen Sprachen unterscheidet, die sie kennen. Jeder ist willkommen!

## Yossi Brill



© LMU/ Manu Theobald

Seit 2015 bin ich Lektor für Hebräisch am Institut für den Nahen und Mittleren Osten. Ich biete Hebräischkurse, Lehrveranstaltungen zur Hebräischen Literatur und Geschichte der Juden im Orient an. Meine Leidenschaft für Literaturwissenschaft und meine berufliche Erfahrung in der jüdischen Geschichte des Nahen Ostens haben mich während meiner Promotion an das Institut für den Nahen und Mittleren Osten gebracht. Ich sehe mich als Vermittler der israelischen Kultur, und die hebräische Sprache als ein Kulturgut, das in der hebräischen Dichtung und Literatur ihren Ausdruck findet. Mein Ziel ist es, den Studierenden den Zugang zur israelischen Kultur und Gesellschaft zu ermöglichen und sie darin zu bestärken, die hebräische Sprache für die Forschung in der Judaistik und zum Wohl der Wissenschaften einzusetzen.

Während der ersten beiden Semester lernen die Studierenden ohne Vorkenntnisse in sechs Stunden pro Woche die Grundlagen der hebräischen Sprache und Schrift, die Grammatik und hören und analysieren Texte. Im dritten und vierten Semester nehmen die Studierenden vier Stunden pro Woche am Kurs teil und beschäftigen sich mit komplexeren Texten und dem Wortschatz zu wissenschaftlichen Themen. Als Ergänzung beschäftigen sie sich mit alltäglichen Phrasen, Midrashim, Lyrik und Liedern.

Neben den regulären Kursen bieten wir 2 Wochenstunden Tutorium als Nachhilfe an. Unser Lehrprogramm orientiert sich an den israelischen Sprachschulen. Der Kurs endet mit einer Prüfung. Die Studierenden profitieren von zwei Initiativen von Ronny Vollandt (Professor für Judaistik an der LMU), dem Projekt NEDABER – einem Online Sprachtausch mit StudentInnen aus Israel und dem Filmclub, in dem wir ausgewählte israelische Werke zeigen.

Eine besondere Erfahrung war die Sprachpraxis, in der wir einen Überblick über die ultraorthodoxen Medien anboten. Fortgeschrittene Studierende haben erstaunt festgestellt, wie sich die Sprache gleichzeitig auf die rabbinische Literatur und auf gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen bezieht.